"Jetzt bin ich wieder auf der Flucht“

Vor sechs Jahren ist Li Bing aus China in die USA geflohen – aus der Diktatur in ein freies Land. Seit Trump und seine ICE-Vollstrecker Menschen jagen, muss sie sich verstecken. Besuch bei einer Frau, die nicht fassen kann, in welchem Albtraum sie plötzlich lebt.

Von Kai Strittmatter, Süddeutsche Zeitung, 17. April 2026

Der Moment, in dem Li Bing das erste Mal weinte nach ihrer Ankunft in den USA, war der Moment, in dem ihr klar wurde: Jetzt bin ich frei.

Es war ein Januartag, zehn Wochen nach ihrer Landung in Los Angeles am 24. September 2019. Ein paar Tage nachdem ein Beamter ihr den amerikanischen Führerschein in die Hand gedrückt und ein Gebrauchtwagenhändler ihr den silberfarbenen Dodge Ram 2500 aufgeschwatzt hatte, einen Koloss von einem Pick-up-Truck. Noch am gleichen Tag hängte sie an den Truck einen ebenfalls gebraucht erstandenen Wohnwagen, ihr neues Zuhause.

Der Ort, an dem Li Bing das erste Mal weinte nach ihrer Flucht aus China, war ein Kiesstreifen in Utah am Rand der Interstate 15. Den ganzen Tag schon war sie auf dem Highway unterwegs gewesen. Ihr Ziel Salt Lake City, ein Treffen mit einer Asylanwältin. Endlose Wüste, hie und da ein Fels, ein Busch, ein kahler, windgebückter Baumzwerg. Am Horizont lockten schneebedeckte Berge unter blauem Himmel. Ein wenig wie in Tibet, dachte Li Bing und malte sich aus, wie sie irgendwo da hinten abbiegen würde in ein Himalajatal, um schließlich bei der Schule zu landen, die sie aufgebaut hatte.

Das, sagt sie heute, sei der Moment gewesen, in dem es sie durchzuckt habe. War sie nicht schon den ganzen Tag auf der Straße, fast zehn Stunden lang? Und in all diesen zehn Stunden hatte sie niemand gestoppt? Fast 1000 Kilometer war sie schon gefahren und dabei keiner einzigen Straßensperre begegnet, wie sie in Tibet allgegenwärtig sind. Keinem herrischen Polizisten, der ihren Wagen durchsuchte, sie stundenlang verhörte. Keinem Soldaten, der nach Büchern in tibetischer Schrift Ausschau hielt. Es hatte keinen Scan ihres Gesichts gegeben, wie das selbst in Polizeiwachen abgelegener tibetischer Täler üblich ist.

Li Bing war einfach nur gefahren. Hatte einfach nur geschaut. Hatte sich einfach nur vergessen, in die Sonne geblinzelt. Irre, dachte sie.

Sie habe gebremst, sei rechts rangefahren, ausgestiegen. Mit einem Mal, sagt sie, habe sich tiefer Frieden in ihr ausgebreitet. Sie spürte, wie ihr Tränen über die Wangen flossen. Stand auf einem Seitenstreifen und heulte vor Glück. Sie hatte China hinter sich gelassen. Sie war in Amerika angekommen.

So also fühlte sich Freiheit an, dachte sie. Nie wieder Angst, nie wieder Verstecken. Sechs Jahre ist dieser Moment jetzt her. Da war ihr Wohnwagen noch knallrot, ein Hingucker.

Sechs Jahre später, ein sonniger Märztag in der kalifornischen Sierra Nevada. Li Bing, helles Lachen, offener Blick, den Kopf kahl geschoren, wie es sich für eine buddhistische Nonne gehört, steht auf einer Ranch, inmitten sanfter Hügel. Sie zeigt auf ihren Wohnwagen, der jetzt weiß ist. Tarnfarbe. „Hab ihn selbst gestrichen“, sagt Bing. Sie nimmt die Sonnenbrille ab. Ohne dunkle Brille und Kappe geht sie nicht mehr in das zwanzig Minuten entfernte Bergstädtchen. Bloß nicht auffallen. Es ist Kalifornien hier, aber der tiefrote Teil, Bergland, mehr Armut als unten in der Ebene, Farmhäuser, von denen zerschlissene Fahnen hängen: „Trump won“.

Li Bings Figur unter dem weiten schwarzen T-Shirt wirkt schlaksig, obwohl sie sagt, seit der Wahl von Donald Trump verschlinge sie Eiscreme und Tiefkühl-Pies praktisch räderweise.

Wann hatte sie das erste Mal gespürt, dass die USA sich verändern? Weißt du, sagt sie, eines Tages wachst du auf, und das Land ist schon ein anderes.

Sie schweigt. Hebt an zu sprechen. Dann ein kurzes „hm“. Und dann dieser Satz: „Nie hätte ich gedacht, dass ich noch einmal erleben werde, wie Menschen in Uniform Bürgern ihres Landes und anderen Gewalt antun.“ Der Wagen und Li Bing rühren sich erst mal nicht mehr vom Fleck, bleiben hier auf der Ranch. Weg von Straßen und Städten. Unsichtbar für die Agenten der Einwanderungs- und Zollpolizei ICE.

Plötzlich ist da wieder Angst. Und sie, die geflohen ist aus China, versteckt sich wieder. Mitten in Amerika.

Der Yosemite-Nationalpark mit seinen spektakulären Wasserfällen und Felsformationen ist nicht weit. Die Hügel sind von sattem Grün, zwischen frei stehenden Eichen und Kiefern grasen schwarze Rinder. Die Ranch gehört chinesischen Freunden. Hier stehen jetzt Li Bings Trailer, der weiß gestrichene, mit

dem sie vier Jahre lang die USA durchmessen hat, und ein größerer, den sie im Oktober gekauft und mit Solarplatten ausgestattet hat, als klar war: Sie würde erst einmal abtauchen. Wer weiß schon, wie lange Donald Trump und seine ICE-Vollstrecker wüten.

Ein paar Wochen zuvor, beim Videocall Ende Februar, war von Li Bing zwischen Bettdecken und Mütze fast nur die Nasenspitze zu sehen gewesen. Draußen tobte ein Schneesturm, Minusgrade. „Ich freute mich über den Sturm“, sagt sie später. Kein Mensch auf den Straßen, sie konnte tatsächlich ungesehen in einen größeren Supermarkt fahren, eine Stunde entfernt, Tofu und Gemüse auf Vorrat einkaufen. „Der Schnee war krass. Ich bin Schritttempo gefahren, hab kaum etwas gesehen. Und trotzdem fühlte ich mich so unbeschwert wie lange nicht.“

Kurz darauf brachte der März eine Hitzewelle. Auf der Ranch herrscht jetzt T-Shirt-Wetter. Li Bing schiebt den Vorhang beiseite, zeigt auf das Bilderbuchland unter der goldenen Nachmittagssonne. Von ihrem Bett, sagt sie, sehe sie nachts oft den Mond. Wacht sie morgens auf, hört sie Kojoten heulen. Li Bing ahmt das Heulen nach, lacht und reibt sich die Arme dick mit Tigerbalsam ein. Kolibris, Eulen, Wildschweine, Hirsche besuchen sie. Seit es warm ist, auch Mücken.

Ein Paradies, sagt Li Bing, und gleichzeitig fühlt es sich in manchen Momenten an, als lebte ich in einem Albtraum. Trumps Regierung, schrieb die *New York Times* vergangene Woche erst, habe in den USA für Einwanderer eine „Architektur der Furcht“ errichtet. Das Leben von Immigranten – legalen wie illegalen – solle gezielt Stück für Stück auseinandergenommen werden, bis sie freiwillig das Land verlassen.

Wir kennen uns aus Peking, aus meinen Korrespondentenjahren in China. Li Bing war damals Malerin. Gemeinsam besuchten wir Untergrund-Ausstellungen moderner Performance-Künstler. Später verschwand sie immer mal wieder aus der Hauptstadt für monatelange Fußmärsche durch Tibet, ließ sich im tibetischen Kloster Drikung als Nonne ordinieren und baute eineinhalb Jahrzehnte lang in den Tibetergebieten Chinas Schulen auf für Kinder abgelegener Regionen.

Das letzte Mal hatten wir uns bei einem Essen in Peking gesehen, zum Mondfest im Herbst 2018. Li Bing trug ihr rotes Nonnengewand. Die Polizei hatte gerade all ihre Schulen geschlossen. Die Sicherheitsbehörden hielten sie offenbar für eine potenzielle Brutstätte tibetischer „Separatisten“. Und obwohl Parteichef Xi Jinping China da längst wieder zu einem totalitären Staat umbaute und Minderheiten wie die Tibeter unter der neuen Repression besonders litten, war an dem Abend noch nicht

klar, dass Li Bing ziemlich genau ein Jahr später aus ihrer Heimat China fliehen würde.

Li Bing marschiert Richtung Eichenhain. Dahinter, einen Hügel weiter, sitzt Zhang Wei im Schatten vor seinem Trailer, der Freund, der ihr auf der Ranch Zuflucht gewährt hat. Der Name ist nicht sein echter. Braun gebrannt, der drahtige Körper in T-Shirt, Jeans und Stiefeln, er wirkt jünger als 58. Er springt auf, begrüßt Li Bing. Sein Stolz auf diesen Flecken Land, den er gemeinsam mit seiner Frau und ein paar Freunden gekauft hat, ist spürbar. Ferienbungalows wollen sie hier einmal bauen. Zhang Wei schimpft auf die Demokraten in Kalifornien, die würden einem so viel Bürokratie in den Weg stellen. Wenn er wählen darf, sagt Zhang Wei, wird er seine Stimme den Republikanern geben. „Ein Jahr noch“, er strahlt, dann kann er die Staatsbürgerschaft beantragen.

Zhang Wei und seine Frau sind keine Flüchtlinge wie Li Bing. Sie kamen als Touristen, kauften Land, wollen investieren. Er besitzt die Green Card seit fünf Jahren schon, seine Frau hat sie vor drei Jahren beantragt. Diese Woche ist eine besondere für die beiden. Sie haben eine Einladung erhalten zum Marriage-Green-Card-Interview für die Ehefrau bei der Ausländerbehörde in der Stadt Fresno.

Li Bing ist vorsichtig geworden im vergangenen Jahr. Ihre Bekannten wissen nicht, dass sie keine Green Card besitzt, sondern politischer Flüchtling ist. Das Ehepaar bekommt oft Besuch von anderen Chinesen. Es ist kein Geheimnis, dass die chinesischen Gemeinden in den USA durchsetzt sind mit Informanten Pekings. Was, fragt Li Bing, wenn ihre Freunde sich verplappern und einer von denen ihren Standort rauskriegt und sie bei ICE verpfeift?

Und so beginnt diese Woche für Li Bing erneut mit dem Gefühl, von den dunklen Jahren ihrer Vergangenheit eingeholt worden zu sein. Für Zhang Wei und seine Frau aber beginnt die Woche mit Vorfreude und dem Gefühl, vom Schicksal beschenkt zu sein. Dass sie enden wird mit einem Überfall, mit Schock und mit Tränen, mit dem Abtransport von Zhang Weis Frau in Fesseln, ahnt zu diesem Zeitpunkt niemand.

„Kaffee!“ Es klingt wie ein Kommando. Li Bing kramt eine Kaffeemühle hervor, beginnt zu kurbeln. Sie ist ein genügsamer Mensch, sagt, in ihrem Trailerleben sei sie anfangs mit 500 bis 700 Dollar im Monat ausgekommen, Benzin, Standgebühren und Essen inklusive. Zuletzt seien es dann 900 bis 1000 Dollar gewesen. „Genug für ein sorgenfreies Leben.“ An einem aber hat Li Bing nie gespart: am Kaffee. Bevor sie, die Pekinger Künstlerin, zur Nonne ordiniert wurde in einem Kloster nordöstlich von Lhasa, habe ihr der Rinpoche, der spirituelle Leiter, erklärt, sie dürfe nun nicht mehr heiraten, müsse ihren Kopf scheren. „Ich hatte nur eine Gegenfrage“, erinnert sie

sich: „Darf ich weiter Kaffee trinken?“ Eine Frage, die die überraschten Lamas schließlich mit Ja beantworteten, nicht ohne zuvor jedoch alte buddhistische Schriften zu konsultieren, in denen, weil die Tibeter Kaffee früher schlicht nicht kannten, auch nirgendwo ein Kaffeeverbot verzeichnet war.

An den Wänden des Wohnwagens lehnen ein paar ihrer Gemälde. Auf einem sind ein Hund und ein Mensch zu erkennen, der mit erhobenem Arm auf das Tier zugeht. Sie hatten Wachhunde in ihrer Schule, immer wieder seien die nachts verschwunden oder getötet worden. „Die Geheimpolizei wollte uns Angst machen“, sagt Li Bing. „Einmal haben sie einen vor meinen Augen vergiftet.“ Sie wendet sich ab.

Sie holt einen abgegriffenen Straßenatlas der USA hervor, fährt mit dem Finger über die Routen, die sie schon gefahren ist.

Sie hat die von ihr abgefahrenen Straßen mit einem Marker gekennzeichnet, kaum ein größerer Highway, der nicht farbig hinterlegt ist. Und so gleitet der Zeigefinger über die Karte, „so schön“, ruft Li Bing, erzählt von der Sonnenfinsternis im Capitol-Reef-Nationalpark, vom Sternegucken im Grand Canyon, von Fort Rock, wo eine Familie mit neun Kindern sie einfach mit nach Hause nahm, von Sequoia, wo ein Schwarzbär sie beim Frühstück überraschte, vom Wirbelsturm in Arizona. Sie atmet tief aus, klappt den Atlas zu. „Aaaah“, sagt sie, „Leben!“

Und jetzt, sagt sie, traue sie sich nicht einmal, die paar Stunden nach San Francisco zu fahren, um mal wieder ins MOMA zu gehen.

Um Kontakt mit Freunden in China zu halten, hatte Li Bing nach ihrer Ankunft in den USA ein zweites Handy mit der App „Weixin“ (im Westen: Wechat) behalten, jener App, in der viele Chinesen – zur Freude der mitlesenden Staatssicherheit – ihr ganzes Leben verbringen. In ihrem ersten Jahr als Trailer-Nomadin machte Li Bing diesen Satz zu ihrem Weixin-Status: *Ziyou zhen hao,* Freiheit ist was Tolles. Grüße nach Peking.

Ein Lieblingsort war Quartzsite, ein kleiner Flecken in der Wüste von Arizona, der im Winter anschwillt zu einer Population von mehreren Hunderttausend sogenannter „Snowbirds“, Menschen, die aus ganz Amerika ihre Trailer hierhersteuern, um im warmen Wüstenklima zu überwintern. In all ihren Amerikajahren wurde das, jeweils von Oktober bis März, auch die Winterheimat Li Bings. 180 Dollar Standgebühr für sechs Monate, unschlagbar.

Li Bing verkaufte ein paar ihrer Bilder, gab online Meditationskurse, und wenn einer der Campingplätze eine Aushilfe suchte fürs Putzen oder Aufpassen, blieb sie länger.

Als offizielle Asylbewerberin hatte sie schon wenige Monate nach Ankunft eine Arbeitserlaubnis und eine Social-Security-Nummer erhalten. Li Bing ist legal in den USA, sie reiste 2019 mit einem gültigen Touristenvisum ein, ihr Status nun: „pending asylum“. Seit sechs Jahren wartet sie auf ein Gericht, das über ihren Asylantrag entscheidet.

In Quartzsite lernte sie die „Blue Zone“ kennen, eine Gruppe von Campern, die sich zu Beginn der Covid-Pandemie zusammengetan hatten: liberale Amerikaner, unter Trailer-Leuten eher eine Minderheit. Sie verabredeten sich über Facebook und stellten ihre Wohnwagen alle am gleichen Fleck ab. Maga-freie Zone.

Bis heute ist das erste, was Li Bing morgens auf ihrem Handy öffnet, der Gruppenchat der Blue-Zone-Gruppe. Da gibt der eine Tipps zum Reifenwechsel, der andere postet seine Spotify-Playlist „Desert Songs“. Zum Morgenritual der Gruppe gehört es, dass viele erst mal Dampf ablassen über Donald Trump, sie feiern den Rausschmiss von Heimatschutz-Chefin Kristi Noem oder vermelden – „I have no words for this horror“ – Neues zum Iran-Krieg. „Wenn wir uns alle ausgeschimpft haben“, sagt Li Bing, „fällt der Start in den Tag schon leichter.“

Nach der ersten Tasse Kaffee klappt sie für gewöhnlich das Laptop auf. Sie schreibt einen Roman über ihre Erlebnisse in Tibet. „Ich lebe jetzt in meinem Buch“, sagt sie.

Als Li Bing geboren wurde, das letzte von drei Kindern, im Dezember 1966, hatte in China Mao Zedong gerade seine blutige Kulturrevolution losgetreten. Der Vater gab ihr den Vornamen *bing,* das bedeutet: Soldatin.

Von wegen Soldatin, sagt Li Bing, schnell sei sie das Kind gewesen, das immer zu viele Fragen stellte, das Mädchen mit dem ganz eigenen Kopf. Amerika? Das waren im China der späten 1970er-Jahre zuerst die auf Straßenmärkten verkauften Blue Jeans, die zwölfjährige Li Bing hatte als Erste in der Klasse eine. Später erste Krimiserien wie „Kojak“ im Staatsfernsehen. Da hatten schon die Jahre der Öffnung begonnen, China warf den Terror der maoistischen Jahre und die Isolation ab, vor allem für die Jugend begann eine Zeit der Träume, die direkt in die Demokratiebewegung von 1989 mündete.

Die Demonstranten auf dem Platz des Himmlischen Friedens riefen nach Freiheit, nach Demokratie. „Nie habe ich die Menschen in unserem Land so höflich, so freundlich, so voller Hoffnung erlebt“, erinnert sich Li Bing. Als Symbol der Proteste errichteten Studenten der Pekinger Kunstakademie aus Pappmaché eine zehn Meter hohe „Göttin der Demokratie“, ganz unverhohlen der New Yorker Freiheitsstatue nachempfunden. Li Bing verbrachte viele Tage und Nächte auf dem Platz. „Für uns

war Amerika perfekt, makellos“, erinnert sie sich. „Wir wollten das auch, die Freiheit, das Recht.“

Die Göttin stand nur fünf Tage. In den frühen Morgenstunden des 4. Juni befahl die Kommunistische Partei der Volksbefreiungsarmee, loszuschlagen. Li Bing hatte den Platz ein paar Stunden zuvor verlassen, um zu Hause Wasser und etwas zu essen zu holen. Unterwegs, sagt sie, sei sie stundenlang an Kolonnen von Panzern und Armee-Lastern voller junger Soldaten vorbeigelaufen. „Schießt nicht! Schießt nicht!“, habe sie gerufen. Wenig später nur wurden Studenten von Panzern zermalmt, Arbeiter von Scharfschützen erschossen, Unbeteiligte mit Bajonetten erstochen. Starben Hunderte in jener Nacht? Tausende? Keiner weiß es.

Li Bing zog es danach weit weg von Peking. Sie fuhr mit dem Zug in die Westprovinz Qinghai. „Eigentlich wollte ich dort in die Wüste laufen und sterben“, sagt Li Bing heute. Der erste Lkw-Fahrer aber, den sie am Bahnhof ansprach, fuhr nach Tibet. Also landete sie nicht in der Wüste, sondern im tibetischen Amdo. Tibet sollte sie nie mehr loslassen.

Als sie in den USA ankam, sagt Li Bing, hätten ihr viele Chinesen geraten, auf einen Anwalt zu verzichten, das koste viel zu viel, und den Asylprozess kriege man auch selbst irgendwie hin. Für Li Bing kam das nicht infrage. „Ich war richtig aufgeregt: Ich wollte einen Anwalt, ich wollte endlich einmal den Rechtsstaat in Aktion sehen, egal wie viel es kostet.“ Li Bing hatte doppeltes Glück: Sie fand eine Kanzlei in Salt Lake City, die der Meinung war, ihren Fall werde man gewinnen. Und der Kanzleichef sagte, als Honorar werde man ihr 50 Dollar im Monat berechnen, dafür kriegt man in den USA mit etwas Glück sonst zwanzig Minuten bei einem Anwalt. So viele gute Menschen hier, sagt Li Bing.

Den Wahltag im November 2024 erlebte sie mit ihren Freunden von der Blue Zone in der Wüste von Arizona. Von Quartzsite oder Yuma ist es zur mexikanischen Grenze nur ein Katzensprung, Grenzpolizei und ICE-Agenten gab es dort schon immer mehr als anderswo. Von diesem vierten November an, sagt Li Bing, hätten sich alle anders verhalten. Der ICE-Mitarbeiter, der sie nun fragte, ob sie „citizen“ sei, statt wie früher lediglich, ob sie legale Aufenthaltspapiere besitze. Die amerikanischen Freunde, in deren Auto sie bei einem Ausflug saß und die beim Anblick eines Grenzbeamten am Straßenrand einander aufgeregt befahlen: „Schaut ihm nicht in die Augen! Auf keinen Fall in die Augen!“ Plötzlich, sagt Li Bing, war sie wieder jemand, wegen der man Ärger bekommen könnte.

Noch einmal: Li Bing ist völlig legal in den Vereinigten Staaten, mit Aufenthaltsgenehmigung und Social-Security-Nummer. Da war aber nun eine Regierung, die sagte, sie werde jedes Jahr eine Million Menschen aus den USA abschieben, und die sogleich an die Arbeit ging. Da war ein Stephen Miller, Trump-Berater und dunkle Eminenz hinter der neuen Migrationspolitik, der den ICE-Agenten eine Quote von „mindestens 3000 Festnahmen am Tag“ diktierte. Li Bing verfolgte auf ihrem Handy täglich Jagdszenen aus Los Angeles, Chicago, Miami, Washington, D.C., immer mehr Städten.

E-Mail von Li Bing an ihre Rechtsanwältin Marti Jones vom 13. März 2025:

Liebe Marti… Diese letzten zwei Monate haben mein Verständnis der USA grundlegend verändert. Wenn ich sehe, was die (Trump-)Regierung sagt und tut, habe ich das Gefühl, einen Film über die chinesische Diktatur zu schauen. … Mein chinesischer Pass läuft Ende 2028 ab, dann werde ich wahrscheinlich keine Möglichkeit haben, ihn ordnungsgemäß zu erneuern. Und die nächsten vier Jahre... ich will gar nicht daran denken. Was kann ich tun? Soll ich jetzt abhauen, bevor es zu spät ist? … Ich wollte dir noch sagen, dass ich deine Nummer für den Notfall an eine Freundin weitergegeben habe… Sonst geht’s mir okay.

Bing

Antwort von Marti Jones:

Bing … Es tut mir so leid, dass das, was wir hier durchmachen, für dich so belastend und retraumatisierend ist – du hast absolut recht, dies ist eine äußerst schwierige Zeit, um Asylsuchende zu sein. Ich muss sagen, ich hoffe, dass du nicht mehr reist … Dies ist eine wichtige Zeit, um NICHT allein oder isoliert zu sein.

Bald war klar, dass viele der Festnahmen willkürlich erfolgten, dass es keineswegs, wie anfangs versprochen, nur „Kriminelle“ traf – und dass die ICE-Agenten sich bald oft nicht einmal mehr darum scherten, ob die Festgenommenen wirklich illegal im Land waren. Immer wieder schnappten ICE-Agenten nun unbescholtene Menschen mit gültigen Papieren, darunter auch Asylbewerberinnen, wie Li Bing eine ist, und das eine oder andere Mal auch amerikanische Staatsbürger, deportierten sie sogar. Gemeinsam war allen Gejagten das eine: Sie hatten kein weißes Gesicht. Eine Recherche der Nachrichtenagentur Reuters zählte allein zwischen Oktober vergangenen und Februar dieses Jahres 4400 Fälle, in denen Richter im Nachhinein feststellten, dass ICE Menschen rechtswidrig festhielt.

Li Bing trieb nun erstmals das Gefühl um, dass sie nicht mehr sicher war. „Ich bin legal hier, aber sie packen sich, wen sie kriegen können." In China, wenn die Staatssicherheitsagenten sie nach einem der regelmäßigen Verhöre mal wieder nach Hause geschickt hatten, habe sie jedes Mal das Gleiche gedacht: Diesmal habe ich Glück gehabt – aber was ist mit dem nächsten Mal? „Es ist bitter, aber plötzlich habe ich hier in den USA genau denselben Reflex", sagt Li Bing. „Da ist dieses Schwert, das über deinem Kopf hängt, und deine Tage sind ein einziges Warten auf den Moment, in dem es herabfällt."

Sie erzählt vom Mann in der Supermarktschlange letzte Woche erst, der sie forschend angeschaut habe, und wie ihr Herz sofort schneller zu schlagen begonnen habe. Noch schneller dann, als der Mann sich seine Kappe aufsetzte: „Trump 2028". Wie sie nach draußen eilte. Von dem weißen Wagen, den sie bei der Heimfahrt lange im Rückspiegel sah. Folgte er ihr? Von der Panik, die sie aufsteigen fühlte.

E-Mail von Li Bing an ihre Anwältin vom 9. Oktober:

„Liebe Marti, ich wollte dich das seit Monaten schon fragen: Glaubst du noch an den Rechtsstaat in diesem Land? Es tut mir leid, ich hoffe, ich verletze dich nicht … Mir ist, als sähe ich in manchem eine Wiederholung meines Lebens in China. Was kann ich tun? Was kann ich beitragen?"

Antwort von Marti Jones:

„Bing … ich glaube noch immer an das Ideal der Rechtsstaatlichkeit, und im Moment sind die Gerichte das Einzige, was dieser Regierung im Weg steht. Aber ich weiß auch, dass die Gerichte ein schwacher Schutzschild sind … Also ja, deine Wahrnehmung ist korrekt, was geschieht, ähnelt der Situation in China, wenn auch noch nicht vollständig. Ich empfehle dir sehr, NICHT weiter zu reisen, sondern dich für einen Ort zu entscheiden, an dem du bleibst und eine Gemeinschaft aufbaust."

Also fuhr Li Bing in diesem Herbst erstmals nicht in die Blue Zone nach Arizona, sondern lenkte ihren Pick-up nach Kalifornien, hinauf in die Berge der Sierra Nevada, auf die Ranch ihrer Bekannten. Die Trump-Regierung verlängerte bald die Arbeitserlaubnis von Leuten wie Li Bing nicht mehr, setzte im November 2025 die Bearbeitung von Asylverfahren überhaupt aus. Hier auf der Ranch, dachte Li Bing im Herbst, könnte sie, wenn's sein müsste, auch ein paar Jahre ausharren, bis zur nächsten Wahl vielleicht.

Den kleineren der beiden Wohnwagen baute Li Bing zum Atelier um, erstaunlich luftig und hell, der einzig rote Farbtupfer im weiß gestrichenen Inneren ein gerahmtes

Foto des Dalai Lama. Meist aber sitzt sie im großen Trailer und schreibt an ihrem Roman. „Schau dich um“, sagt sie, „was für ein Ort, um zu malen und zu schreiben…“, sie nimmt einen Schluck Kaffee, „… wenn das ein normales Land wäre.“

Über die vergangenen Monate war zu spüren gewesen, wie Li Bing immer nervöser wurde. Sie mied Social Media, benutzte nur noch die Messenger-App Signal. Immer wieder schickte sie Links zu Artikeln aus US-Medien. Über die stark angestiegene Zahl unerklärter Todesfälle in ICE-Haft. Über einen Abschiebeflug von Dallas nach China. Über die Hi-Tech-Überwachung durch ICE, deren Agenten sich bei ihrer Suche nach potenziell zu Deportierenden, aber auch nach protestierenden amerikanischen Staatsbürgern, zunehmend auf Gesichtserkennungs-Apps und Big-Data-Anwendungen von Firmen wie Palantir verlassen. „Kennen wir, oder?“, schrieb sie in Anspielung auf Chinas Hi-Tech-Diktatur. „Kaum zu glauben. Trumps Unterstützer scheinen wirklich noch nicht verstanden zu haben, was der Weg in die Autokratie am Ende bedeutet. Auch für sie selbst.“

„Freiheit ist was Tolles“ war vier Jahre lang ihr Status in der App Weixin gewesen. Nun änderte sie die Zeile in *Meiguo jienan:* Amerikanische Tragödie.

Marti Jones, Anwältin für Ausländer- und Asylrecht in einer Kanzlei in Salt Lake City, ist schwer zu erreichen, oft ist die 61-Jährige nicht vor Mitternacht zu Hause. Schließlich, sie opfert dafür ihre Mittagspause, klappt es mit dem Videocall. Das graue Haar streng zurückgekämmt, Brille, kraftvolle Stimme. „Oh, hell, no“, ruft sie auf die Frage, ob der Job sie schon immer so verschlungen habe. „Das ist Trump, alles wegen Trump.“ Die Geschwindigkeit, mit der seine Regierung das Recht manipuliere, sei beispiellos. „Diese Regierung treibt einen Korkenzieher nach dem anderen durch jeden Teil unseres politischen Gefüges und Rechts.“

Marti Jones berichtet von ihren Klienten. Da ist etwa der Vater, dessen Ehefrau und vier Kinder alle amerikanische Staatsbürger sind und der dennoch seit sieben Monaten in einem ICE-Lager sitzt, nur weil er vor vielen Jahren ohne gültige Papiere eingewandert ist. Da sind die einsitzenden Kinder des Afghanen, der einst für die US-Armee in Afghanistan arbeitete, dafür mehrfach ausgezeichnet und nach Amerika ausgeflogen wurde. „Was hier passiert, ist der absolute Wahnsinn.“

Und Li Bings Frage nach der Rechtsstaatlichkeit in den USA? Marti Jones seufzt. „Sie legt den Finger da genau in die Wunde“, sagt Marti Jones und tastet nach einer Formulierung. „Ich denke… “, sagt sie schließlich, „… dass man noch an das Ideal des Rechtsstaates glauben kann“ – sie betont das Wort *Ideal* – „und dass an den

Bundesgerichten zumindest die kritische Masse noch groß genug ist, um die Hoffnung am Leben zu halten."

Da sind also das Ideal und die Hoffnung, und da ist gleichzeitig eine Realität, in der der Präsident und seine Handlanger das Gesetz zunehmend durch Willkür ersetzen. „Wir bilden uns die Dinge ja nicht ein", sagt Li Bing. „Sie geschehen, jeden Tag."

Auch Marti Jones sieht das in ihrer Arbeit. „Das Justizministerium ist komplett vereinnahmt", sagt sie, „und das schließt die Immigrations-Richter ein."

Die Einwanderungsrichter in den USA gehören nicht dem unabhängigen Teil des Rechtssystems an. Sie sind Angestellte des Justizministeriums, können entlassen und unter Druck gesetzt werden – die Trump-Regierung hat schon mehr als 100 der etwa 750 Richter gefeuert. In diesem Jahr wurden weniger als zehn Prozent Asylanträge anerkannt, wie die *New York Times* berichtete, ein historischer Tiefstand. Die Zeitung enthüllte den Whistleblower-Brief eines entlassenen Richters an den Kongress. Darin zitiert der einen Beamten des Ministeriums, der diese Antwort gab auf die Frage, wer denn überhaupt Asyl bekommen dürfe: „Vielleicht ein Jude, der 1943 aus Nazi-Deutschland flieht."

Übertreibt Li Bing, wenn sie sich manchmal an China erinnert fühlt? „Ha!", entfährt es ihrer Anwältin. „Wir alle, die wir Einwanderungsrecht praktizieren, wir wissen selbst, woran das hier erinnert. Unsere Klienten aus den verschiedensten Unrechtsstaaten haben es uns über all die Jahre hinweg wieder und wieder beschrieben."

Einmal, als wir in einem Café sitzen, an den anderen Tischen eine Gruppe daddelnder Skateboard-Kids und eine Familie aus dem Ort, zuckt Li Bing zusammen, als ich aus dem Chinesischen kurz ins Englische wechsle, um Donald Trump zu zitieren. Besonders erschrocken sei sie im vergangenen Jahr über sich selbst, sagt sie später im Trailer: Als sie gespürt habe, wie die Angst ihr wieder in die Glieder kroch, und wie sie begann, sich anders zu verhalten. „Wenn ich zum Beispiel im Waschsalon bin, trau ich mich jetzt nicht mehr, ohne Kopfhörer die politischen Youtube-Clips anzuhören, in denen Trump kritisiert wird."

Li Bing weiß, wie das ist, wenn man anfängt, vorsichtig zu sein, sich dumm zu stellen, anderen nach dem Mund zu reden, allen zu misstrauen. „Ich hasse mich dafür, wenn es passiert", sagt sie. Es fühle sich an wie einst in China. „Ich will nicht, dass sie in meinem Kopf sind. Denn dann haben sie gewonnen."

Li Bing klettert in den Pick-up, möchte zum Yosemite-Park. Auf der Fahrt dorthin glitzert rechterhand ein schäumendes Flüsschen in der Sonne, die Böschung links säumen blühende Judasbäume, ein Feuerwerk in Lila. Im Park gewaltige Zedern, ringsherum Felswände, Li Bing stapft voran auf dem Pfad zum Bridalveil-, zum Brautschleier-Wasserfall, der jetzt, nach den starken Schneefällen des Februar, so tost wie selten. Das Wasser fällt hier 189 Meter in die Tiefe, bevor es auf den Felsen unten zerspringt in eine gewaltige Wolke. Ein paar Schritte weiter ruhen am Wegesrand zwei Felsen, die aneinandergelehnt eine kleine Höhle bilden.

„Hier war es“, sagt Li Bing. Hierher kam sie am 25. Januar, einen Tag nachdem Grenzpolizisten in Minneapolis den Krankenpfleger Alex Pretti erschossen hatten, von hinten. Fast drei Wochen nach der Tötung der dreifachen Mutter Renée Good mit einem Kopfschuss, dem einer der ICE-Agenten noch ein auf den Videoclips deutlich hörbares „fucking bitch“ hinterhergeschickt hatte.

Sie sei zusammengebrochen an dem Tag, an dem sie die Nachricht von Prettis Erschießung hörte, die Videos sah, sagt Li Bing. „Was sind das für Menschen? Was ist das für eine Regierung?“ Sie habe nicht mehr länger stillsitzen wollen in ihrem Versteck, sagt sie. „Ich saß schon im Auto, es wurde dunkel, ich wollte nach Minneapolis fahren, wollte dem ersten ICE-Agenten, der mir begegnete, ins Gesicht rufen: ‚Wenn ihr einen Verbrecher sucht, dann findet ihr ihn im Weißen Haus!‘“ In dem Moment habe das Handy geklingelt. Eine alte Freundin aus Peking, Amerikanerin. Ebenso entsetzt über die Tötung von Alex Pretti, aber nicht minder schockiert über den Plan Li Bings. Die Freundin redete und redete, überzeugte sie, wieder auszusteigen. Diese Nacht habe sie nicht geschlafen, sagt Li Bing.

Am nächsten Tag, ein kalter Wintermorgen, packte sie einen Schlafsack, fuhr in den Yosemite-Park, marschierte zu dem Wasserfall. Und meditierte. „Den ganzen Tag lang. Hier, an dieser Stelle“, sie deutet auf eine Bank vor der Felsenhöhle. „Es lag Schnee. Ich habe meditiert bis zum Abend, bis ich einigermaßen ruhig war.“

Li Bing hat die Meditation gelernt im Drikung-Kloster in Tibet, wo sie Nonne wurde. Dort gehört es dazu, dass Mönche und Nonnen sich monatelang in kleine dunkle Höhlen zurückziehen. Sie habe das genossen, sagt Li Bing. Ohne Meditation, sagt sie, hätte sie die vergangenen Jahre nicht überlebt, nicht die in China, nicht das letzte Jahr hier. Eine Lösung ihrer Probleme aber, eine Therapie gar, sei Meditation für sie nie gewesen. „Mir bringt die Meditation vor allem Klarheit, eine Distanz zu meinen Sorgen, zu meinem Zorn. Weg geht er davon nicht, der Zorn. Ich kann aber dann mit ihm umgehen, er beherrscht mich nicht mehr.“ Sie lacht. „Mein Bauch ist voll davon.“

Li Bing hat einmal den Dalai Lama bei einer Audienz getroffen im indischen Dharamsala. Sie war heimlich hingereist, für Chinas Propaganda ist der Dalai Lama der „Teufel in Menschengestalt“, in Tibet selbst kann schon der Besitz eines Fotos von ihm zu Haft und Misshandlung führen. Li Bing war beeindruckt von seiner Haltung, dass man auch den ärgsten Feinden vergeben solle, von seiner Empathie auch Chinesen wie ihr gegenüber, obwohl China sein Volk doch seit Jahrzehnten unterdrückt, Tibets Kultur auslöscht. „Könnt’ ich nicht“, sagt Li Bing und lacht noch einmal, lauter als zuvor. „Für Trump beten? Nie im Leben!“

Sie deutet auf den Wasserfall. „Schau, wie schön“, sagt sie. „Und wir reden über nichts als solche Dinge. Eigentlich versündigen wir uns an der Landschaft. Lass uns nach Hause gehen.“

Fünfzehn Minuten später kauert Li Bing auf dem Sitz ihres Pick-ups, die Arme um die Beine geschlungen, in ihren Augen Fassungslosigkeit. Das Telefon hatte geklingelt, als sie schon am Steuer saß. Es war Zhang Wei, ihr Freund, er rief an aus Fresno, stand noch vor dem Büro der Einwanderungsbehörde, zu dem er heute Vormittag mit seiner Frau aufgebrochen war. Ihr Green-Card-Interview, auf das sie Jahre gewartet hatten. „Was?“, rief Li Bing. „Was zur Hölle …?“ – „O Gott, weißt du, wo sie ist?“ Li Bing stoppte den Wagen, fuhr rechts ran, starrte durch die Windschutzscheibe. „Mir ist schlecht“, sagt sie schließlich. Das Handy in ihrer Hand zittert. „ICE war dort“, sagte sie. „Sie haben sie festgenommen. Beim Interview, im Büro. Sie bringen sie weg.“ Sie starrte in die Ferne: „Sie haben doch jetzt die Adresse von der Ranch“, sagte sie. „Sie werden doch nicht hierherkommen?“

Der nächste Abend. Auf der Ranch. Zhang Wei sitzt vor seinem Trailer unter einem Sonnensegel. Er raucht eine nach der anderen, erzählt von gestern. Wie sie befragt wurden von dem Beamten der Einwanderungsbehörde. Vor allem sei es darum gegangen, festzustellen, ob ihre Ehe eine echte ist. Wie der Beamte dann zu ihm gesagt habe, er solle bitte hinausgehen, seine Frau müsse nun alleine befragt werden. Sobald er draußen war, stürmten die ICE-Agenten ins Büro, nahmen seine Frau fest. „Es war eine Falle“, sagt er. „Das ist böse, so böse.“ Seine Gesichtszüge beben. „Eine Falle der Regierung. Lernen sie so schnell von China?“

Seine Frau hat eben angerufen, mit ihrem Mann gesprochen, der dann, weinend, das Telefon an Li Bing weiterreichte. Die ganze Nacht durch sei sie in verschiedenen Gefängnistransportern durch Kalifornien gefahren worden, gefesselt an Händen und Füßen. Jetzt sitzt sie in einem Lager fast fünf Stunden von hier, trägt Anstaltskluft, darf ab und zu telefonieren. „Holt mich hier raus“, sagte sie. „Bitte.“ Seine Frau hatte für das Green-Card-Interview die Aufenthaltsdauer ihres Touristenvisums überschritten, eine Ordnungswidrigkeit, die in der Vergangenheit in ähnlichen Fällen

geduldet worden war, die nun aber in Vorbereitung solcher Hinterhalte von ICE-Agenten offenbar gezielt bei den Ausländerbehörden abgefragt und mit Lagerhaft bestraft wird.

Die ICE-Leute hätten ihm nach der Festnahme in Fresno noch vor Ort ein Angebot gemacht, erzählt Zhang Wei: Deine Frau muss nicht ins Lager – wenn ihr beide Ja sagt, dann schieben wir sie direkt ab nach China. Nie im Leben!, habe er geantwortet, sagt Zhang Wei.

„Wir werden nicht aufgeben“, sagt er, sich mit zittrigen Fingern eine neue Zigarette ansteckend. „Wir werden kämpfen!“

„Wofür?“, fragt Li Bing.

„Für Gerechtigkeit. Ich würde mir das sonst nie vergeben.“

„Schau dich um“, sagt Li Bing, „weißt du, wie viel amerikanische Freunde ich habe, die davon sprechen, das Land zu verlassen? Du glaubst, das ist alles vorüber, wenn Trump mal weg ist? Was, wenn das erst der Anfang ist?“

Später, drüben vor ihrem Trailer, sind wir wieder allein. „Ich muss hier raus“, sagt Li Bing. „Was, wenn sie auch mich ins Lager stecken, zurückschicken wollen?“ Zurück nach China, das ist ihre größte Angst.

In den ersten Jahren nach ihrer Flucht hatte Li Bing noch Albträume, in denen sie plötzlich wieder in China war, um ihr Leben rannte, verfolgt wurde, schneller rennen wollte, aber es ging nicht, da ein Teil ihres Körpers mit einem Mal gelähmt war.

Li Bings Schulen hatten die tibetischen Kinder auch in der Muttersprache unterrichtet und mit ihrer Kultur vertraut gemacht. „Aus der Sicht der Kommunistischen Partei“, sagt sie, „entzogen wir die Kinder ihrer Gehirnwäsche.“ Es waren die Jahre, in denen mehr als 160 Tibeter sich öffentlich selbst verbrannten aus Protest gegen die Auslöschung ihrer Kultur und Religion. Die Schulen Li Bings nahmen – verbotenerweise und heimlich – auch Kinder aus Familien auf, in denen ein Mitglied sich selbst verbrannt hatte. Die Staatssicherheit hatte sie lange im Visier. Manchmal verfolgten Agenten sie auf Schritt und Tritt auch bei Wanderungen in die Berge, manchmal stellten sie sich ihr an ihrem Wohnort Dali in der Provinz Yunnan in den Weg und filmten sie demonstrativ. Elf Mal habe sie in Dali umziehen müssen, sagt Li Bing, weil die Geheimpolizisten immer wieder zu ihren Vermietern gegangen seien und sie vor ihr gewarnt hätten.

Den dort mit ihr befreundeten Bürgerjournalisten Lu Yuyu, der eine Webseite betrieb, die Proteste im ganzen Land dokumentierte, brachten dieselben Agenten bald ins Gefängnis. Er berichtete von Misshandlung, Prügeln, jahrelangem Schlafentzug. Auch einer von Li Bings Schülern, „einer meiner besten“, wurde verhaftet, erzählte ihr von Folter mit elektrischen Schlagstöcken. „Ich weiß nicht, was sie mit mir tun werden, zurück in China“, sagt sie. „Ich weiß nur, dass ich nicht gut mit Schmerzen umgehen kann. Sie werden bestimmt versuchen, mich dazu zu bringen, Freunde zu verraten, tibetische Kontakte.“

Neulich hatte sie wieder einen Traum. Der spielte in der Kanzlei ihrer Anwältin in Salt Lake City. „In meinem Traum packten alle Anwälte ihre Koffer, auch Marti, sie wollten das Land verlassen und wirkten so glücklich dabei.“ Der Chef der Kanzlei habe zu tanzen begonnen, ganz elegant, dann sei er fröhlich strahlend zur Tür hinausgeschwebt. Goodbye, USA.

Marti Jones lacht, als sie das hört. Abhauen? Auf keinen Fall. Sie kämpft, hier in ihrem Land, für ihr Land, für Menschen wie Li Bing. Wieder und wieder hat sie Li Bing gesagt: Vergiss nie, du bist legal hier! Die dürfen dich nicht festnehmen, dem Gesetz zufolge.

Aber, entgegnet Li Bing dann, sie tun doch ständig Dinge, die sie dem Gesetz zufolge nicht dürfen. Sie nehmen Leute fest, die sie nicht festnehmen dürfen, sie schieben welche ab, die sie nicht abschieben dürfen, und manchmal erschießen sie Menschen ganz gegen das Gesetz. In Li Bings Kopf fährt dieser Dialog Karussell, seit Wochen schon.

Der letzte Tag. Li Bing kocht. Tofu mit frischen Shiitake-Pilzen. Kalte Gurken, mit dem Messer gequetscht und mit Knoblauch und Chili angemacht. Sie ist eine geübte Köchin, scharfe Messer, schnelle Schnitte. „In der Blue Zone waren meine Gurken immer der Hit“, sagt sie. Sie zeigt ein rotes Beutelchen: eine besondere Chilimischung aus Sichuan, kurz geröstet in siedend heißem Öl, eine Aromawolke durchflutet den Raum.

Li Bing füllt Reis in zwei Schüsseln. Sie ist unruhig. Sie sei nach Amerika gekommen, den Kopf voller Ideen und Pläne, sagt sie. Zwei, drei Romane, mindestens. Freiwilligenarbeit. Für andere, für die Sache Tibets. Stattdessen ist sie nun gefangen in einer Endlosschleife aus Furcht und Sorgen um sich selbst. „Ich ducke mich. Verstecke mich. Belüge selbst meine besten Freunde hier, um vor ICE sicher zu sein.“ Sie seufzt. „Was für ein Leben ist das?“ Nimmt zwei Bissen. „Es wird ja nicht besser, oder?“

Ein paar Tage später wird im *Atlantic* ein Artikel zum Rauswurf der Heimatschutz- und ICE-Ministerin erscheinen, Überschrift: „Kristi Noem ist weg. Nun können die Massenabschiebungen wirklich beginnen." ICE möchte so schnell wie möglich ein knappes Dutzend neuer Megagefängnisse bauen, für jeweils 10 000 Insassen. Essenz des Artikels: Jetzt geht es erst los.

Für Li Bing war noch am Tag der Festnahme ihrer Freundin klar: Die Ranch ist kein sicherer Ort mehr. Ein Bekannter hat sie eingeladen, bei sich zu wohnen. Eine demokratisch regierte Stadt, mehr als 1000 Kilometer entfernt. „Ich haue hier ab", sagt sie.

Li Bing räumt die Schüsseln weg, sitzt nun gebeugt über dem Atlas, ihr Finger durchquert mehrere Bundesstaaten. „Ich nehme die Nebenstraßen", sagt sie, „fahr nur nachts." Die Telefonnummer ihrer Anwältin hat sie gestern Nacht auswendig gelernt, von der ICE-Webseite sich das Formular 60-001 heruntergeladen: Datenschutzverzichtserklärung für den Fall einer Festnahme. Sie wird es an Freunde schicken, unterschrieben, die haben dann das Recht, im Falle ihres Verschwindens von ICE Auskunft zu verlangen.

Zwei Wochen später eine Nachricht auf Signal. Li Bing war zwei Nächte lang durchgefahren, hatte tagsüber an versteckten Orten im Pick-up geschlafen und ist sicher bei dem Bekannten angekommen. Die Freundin sitzt noch immer im Lager, ein Richter hat eine Freilassung auf Kaution abgelehnt. Sie klinge zunehmend verzweifelt, schreibt Li Bing.

Und ob ich gehört habe? Eines der neuen Riesenlager von ICE soll in der Stadt errichtet werden, in die sie sich gerade durchgeschlagen hat.

„Wer hätte das gedacht?", hatte Li Bing zum Abschied auf der Ranch gesagt. „Jetzt bin ich wieder auf der Flucht."